



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Frau Venus

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

nach Seseenheim gepilgert, um die Stätte zu sehen, wo der junge Goethe zu Friederikens Füßen gekniet hat. Man pflegt in moralisierenden Litteraturgeschichten den Dichter abzukanzeln, daß er mit dem Herzen der Pfarrerstochter ein so lockeres Spiel getrieben habe. Shakespeare hatte nicht Goethes genialen Egoismus; er machte seine Jugendliebe auch zu seinem Weibe, und man kann nicht sagen, daß diese Handlung sein Genie gelähmt hätte.

Mit diesen Gedanken beschäftigt war ich schon auf dem Wege nach dem Dörfchen Shottery, wo Anne Hathaway gelebt hat, und wo ihr Häuschen wie ein Heiligtum bewahrt wird. Ich mied die Landstraße und wanderte einen anmutigen Feldweg, der von Stratford nach dem eine halbe Stunde entfernt liegenden Dörfchen führt.

Westwärts von hier, den nahen Grund hinunter,  
Bringt euch die Reih von Weiden längs dem Bach,  
Laßt ihr sie rechter Hand, zum Orte hin.

Nach dieser Weisung, die Celia dem Oliver in dem Lustspiel „Wie es euch gefällt“ giebt, bin ich über die Wiesen gewandert, an den verschwiegnen Erlentbüschen und Weißdornhecken vorbei, hinter denen sich das verliebte Völkchen aufzuhalten pflegt. Freundliche lachende Kinder kamen mir aus dem Dorfe entgegengelauften und brachten mir, dem fremden Manne, Feldblumen und riefen mir zu: *There is the cottage, there is the cottage!* Sie mußten es mir wohl anmerken, daß ich nichts andres suchte als die kleine unscheinbare, mit Stroh bedeckte Hütte, in der Shakespeares Jugendliebe gewohnt hat. Hätte sich das schlichte Bauernmädchen wohl jemals träumen lassen, daß ihre kleine Hütte nach Hunderten von Jahren noch das Ziel so vieler fremder Wanderer sein würde!

Als ich das Dorf verließ und wieder nach Stratford zurückwanderte, war die Sonne schon untergegangen, aber der schlanke Turm über Shakespeares Grabstätte leuchtete noch, während sich schon leichte Dämmerungsschatten über das vor mir liegende Städtchen senkten.



## Frau Venus



Es giebt Frauen, die mit allem Liebreiz und jeglicher Anmut des Geistes und Körpers geschmückt, mit stetem Frohsinn und anscheinend mit beständiger Jugend begabt und von den irdischen Mängeln gleichsam unberührt alles um sich her bezaubern — und doch immer vereinsamt und fremd im Leben stehn. Denn es fehlt ihnen, die nur um ihrer selbst und ihrer Schönheit willen da zu sein und als bloßer Schmuck und zierliche Augenweide im Leben zu stehn scheinen, die Teilnahme für andre und damit die Grundbedingung unsrer christlichen, auf Pflichterfüllung

und nützlichem Wirken, nicht auf schöne Darstellung und Genuß gerichteten Weltanschauung. Das Mittelalter faßte ihre Gattung in den Erzählungen von der Frau Venus zusammen, der argen Teufelin, der es alle ihre Eigenschaften beilegte und damit den Anachronismus bezeichnete, woran diese schönen sinnensfrohen heidnischen Wesen in unsrer Zeit unbarmherzig zu Grunde gehn.

Meine Erzählung handelt von einer solchen.

Vor einigen Jahren machte ich am Strande von Viareggio die Bekanntschaft zweier Schwestern, die gleich mir einem größern gesellschaftlichen Kreise, wie der Zufall ihn unter den zeitweiligen Bewohnern eines Badeorts zusammenführt, angehörten. Es waren Russinnen, die schon seit Jahren in Florenz lebten. Die ältere, Madame Aurelia, war Witwe, eine verständige und gutmüthige Frau von vornehmer Art und großer Gewandtheit in den Formen des gesellschaftlichen Lebens; sie war dadurch zur Herrscherin in unserm Kreise geworden, die zu gemeinsamer Unterhaltung die Anregung gab und den geselligen Verkehr so geschickt leitete, daß alles Störende, noch ehe es sich bemerklich machen konnte, entfernt wurde.

Die jüngere Schwester, die Magna hieß und gewöhnlich nur die Baronesse genannt wurde, war der Stoff und der Inhalt fast aller Gespräche, die zu dieser Zeit in Viareggio geführt wurden, aber die Ansichten und Urtheile, die man über sie äußern hörte, waren sehr verschieden und zumeist einander völlig widersprechend. Wer sie zum erstenmale sah, war bald, wie durch einen Zauber, gebannt, ihr ganz ergeben und vermehrte die zahlreiche Schar der Verehrer, die sie, jedes ihrer Winke harrend, umgaben. Der Zauber wirkte aber auf die meisten nicht lange, und von den eifrigsten Anbetern hörte man oft schon bald die härtesten Urtheile über sie, die zumeist dahin gingen, daß sie kein Herz habe, daß sie kalt, selbstsüchtig und grenzenlos eitel sei. Ihre Verehrer sagten, sie sei großmüthig, voll Bewundrung für alles Große und Schöne und hasse das Gemeine. Über ihr Wesen und über ihr Thun wurde viel geredet, sogar darüber wurde gestritten, ob sie verheiratet sei oder nicht, und welches ihr Alter sein möge. Nur darin, daß sie schön sei, waren alle einig, und auch das stand bei den meisten fest, daß sie ihre eigne Schönheit maßlos bewundre. Als die in Viareggio versammelte Gesellschaft jüngst ein Fest zu Gunsten der Hinterbliebenen eines in der See verunglückten Fischers gegeben und dazu ein Blatt hatte drucken lassen, für das jeder Teilnehmer ein Motto beisteuern sollte, hatte sie folgende dem Boccaccio entnommen Verse geschrieben:

Io son si vaga della mia bellezza,  
Che d'altro amor giammai  
Non curerò, nè credo aver vaghezza.

Diese Worte hatten ihr vielfachen Tadel zugezogen, mir aber erschienen sie in völliger Harmonie mit ihrem ganzen Wesen zu stehn. Daß sie schön war, leugnete keiner. Ihr Körper war äußerst fein und zierlich und von vollkommenem Ebenmaß: er glich der herrlichen Gestalt des griechischen Mädchens im Vatikan, das als Danaide bekannt ist; auf einem sehr feinen Halse saß ein kleiner schmaler Kopf mit dem reinsten griechischen Profil; eine Fülle schwarzen Haares war am Hinterhaupt zu einem großen Knoten gewunden, von dem einzelne Locken auf den Nacken fielen; die Augen standen nahe zusammen und waren von starken schwarzen Augenbrauen überwölbt. Die Flügel ihrer feinen Nase waren in beständiger Bewegung und gaben von jeder Erregung ihres lebhaften Temperaments Kunde; besonders schön war der kleine Mund, wenn er lächelte: es war das Lächeln eines Kindes. Nur die tief liegenden und unruhig funkelnden dunkelgrauen Augen störten den Eindruck, den ihr Anblick hervorrief; sie gaben ihr sogar häufig einen unruhigen und unheimlichen Ausdruck. Doch war das Mienenspiel ihres Gesichts so wechselnd

und so sehr durch die Stimmungen des Augenblicks beeinflusst, daß man, so oft man sie sah, nie den gleichen Eindruck von ihr empfing. Leider beeinträchtigte sie selbst ihre Schönheit durch das Bestreben, dieser zu Hilfe zu kommen: sie färbte Augenbrauen und Wimpern und puderte ihr Gesicht mit ebenso wenig Maßhaltung, wie sie sich auffallend und mit übertriebener Eleganz zu kleiden liebte; sogar auf ihren Badeanzug verwandte sie unendliche Sorgfalt.

Während nun ihre Eigentümlichkeit Veranlassung gab, daß alle sich mehr oder weniger mit ihr beschäftigten, schien ihr jedermann, außer soweit er ihren Zwecken dienen konnte, völlig gleichgültig zu sein. Die Bewunderung, die man ihr zollte, betrachtete sie als selbstverständlich, und sie bediente sich ihrer rücksichtslos. Nichts in ihrem Thun war berechnet, sondern alles geschah aus natürlichem Antriebe: nur ihre Empfindung oder Laune bestimmte ihr Handeln, für das sie so wenig als möglich irgend eine Schranke gelten ließ. Sie war eine rein sinnliche Schmetterlingsnatur, für die Sonnenschein, Licht, Farbe und Schönheit, Freude am Leben und froher Genuß Bedingung und Zweck des Daseins waren, während der Ernst des Lebens ihr unverständlich blieb, und ein kalter Hauch sie zerstören mußte.

Sie hatte das Bedürfnis, alles um sich her froh und glücklich zu sehen, aber freilich hatte sie eine besondere Weise, die nicht jedem gefiel, wenn sie versuchte, andre fröhlich zu machen. Sie war dann unerschöpflich im Erfinnen von allerlei Schabernack und von tausend Teufeleien, durch die sie oft eine heillose Verwirrung und die ärgsten Mißverständnisse im Kreise der Bekannten erregte; war ihr dies gelungen, so kannte ihre Heiterkeit keine Grenzen, namentlich wenn sie bemerkte, daß jemand über den Scherz ungehalten war. Im Grunde konnte ihr keiner lange gram sein, denn ihre Art war so zierlich, und es fehlte so gänzlich der Wille zu verletzen, daß sie sich ungestraft vieles erlauben durfte. Begegnete sie je einer unfreundlichen Miene, so entfloß sie mit allen Zeichen des Entsetzens: le froid me chasse — pflegte sie zu sagen. In ihrem Reden wie in ihrem Thun erlaubte sie sich sehr weitgehende Freiheiten — wer aber darin eine Aufforderung sah, es ihr gegenüber ebenso zu halten, konnte schlimme Erfahrungen machen. Man erzählte sich von einer sehr kräftigen Ohrfeige, die die plötzliche Abreise eines jungen Marquis aus unserm Kreise veranlaßt haben sollte, und sicher ist, daß sie eines Tages an öffentlicher Tafel die Liebeserklärungen eines jungen Mannes vor der gesamten Gesellschaft wiederholte und die Szene so ergötzlich dramatisch vorführte, daß der Betreffende, der selbst gegenwärtig war, sofort und auf immer verschwand. Überhaupt war das Los ihrer Verehrer nicht leicht; es machte ihr Vergnügen, Unmögliches von ihnen zu fordern oder sie in komische Lagen zu bringen. So erinnere ich mich, daß lange Zeit der ganze Scharfsinn der jungen Leute darauf gerichtet war, Vorrichtungen zu erfinden, um beim Schwimmen Cigaretten und Feuerzeug in trockenem Zustande zu erhalten. Die Baronesse rauchte leidenschaftlich und war eine ausgezeichnete Schwimmerin. Wenn sie nun mit ihrem Gefolge in die See hinauschwamm, so pflegte sie von Zeit zu Zeit im Wasser auf dem Rücken liegend Cigaretten zu rauchen, und es galt, sie ihr in rauchbarem Zustande anzubieten und in Brand zu setzen, was keine leichte Aufgabe war. Ein andres mal hatte sie sich vorgesezt, auf den Eseln, die am Strande vermietet wurden, eine Quadrille zu reiten, und eine Woche lang wurden ihre Kavaliere nicht minder als die Esel mit diesem Vorhaben gequält.

Die ältere Schwester hatte es augenscheinlich längst aufgegeben, irgend einen Einfluß auf die Baronesse Magna auszuüben. Sie beschränkte sich darauf, mit feinem Takt die Folgen eines gar zu rücksichtslosen oder egzentrischen Benehmens zu begütigen, und überall, wo es nötig wurde, ausgleichend und entschuldigend dazwischen zu treten.

Ich hatte, während ich sie täglich sah, mich von der unbegrenzten Bewunderung, die die meisten anfangs ergriff, fern gehalten und ihr gegenüber ein zurückhaltendes Benehmen bewahrt, ohne aber zu verbergen, daß es mir Freude machte, sie zu sehen. Dieses Vergnügen war ein rein künstlerisches: ich freute mich an ihrer schönen Erscheinung und an der unbewußten Natürlichkeit ihres Wesens, wie an einer schönen Blume, ohne eben mehr als das in ihr zu suchen. Dadurch entging ich der Gefahr, sie nachher, so wie die andern, hart und ungerecht zu beurteilen.

Vielleicht war meine Zurückhaltung, die sie als Kälte empfand, Veranlassung, daß sie mich eine Zeit lang mit besondrer Auszeichnung behandelte und mir ihre Gunst zuzuwenden schien. Ich würde das Mißbehagen, das sie stets empfand, wenn jemand ihrem Zauber widerstand, für den einzigen Grund ihres Entgegenkommens gehalten haben, wenn mich nicht eines Tages ein Blick von ihr bedenklich gemacht hätte. Dieser Blick war so ausdrucksvoll, so durchdringend und leidenschaftlich, daß ich fortan auf meiner Hut war. Noch einigemal streifte mich derselbe Blick, doch ohne daß irgend etwas sonst in ihrem Benehmen eine entsprechende Empfindung verraten hätte, und als zu Beginn der kühleren Jahreszeit die beiden Schwestern nach Florenz zurückkehrten, wohin ich ihnen bald darauf folgte, glaubte ich, daß meine Wahrnehmung mich getäuscht habe. Ich hatte die Baronesse beinahe vergessen, als ich eines Tages in einer befreundeten Familie den beiden Schwestern wieder begegnete; die ältere forderte mich so dringend auf, sie zu besuchen, daß ich nicht umhin konnte, ihrer Einladung am nächsten Abend Folge zu leisten. Sie hatten in einem Palais am Lung' Arno eine sehr schön eingerichtete Wohnung inne, und ich fand einen großen aus den besten Elementen gebildeten geselligen Kreis um sie versammelt, worin es mir in Folge der liebenswürdigen Aufmerksamkeit der Frau vom Hause sehr wohl gefiel. Die Baronesse hielt in einem andern Teile des geräumigen Salons ihren Hof und war auch hier von einem Schwarm jüngerer Männer umgeben, mit denen sie eine oft sehr lärmende Unterhaltung führte. Meine Anwesenheit schien sie völlig zu übersehen. Da ich mich gut unterhalten hatte, und Madame Aurelia mir sagte, daß ich ihr jederzeit willkommen sei, so brachte ich häufig den Abend in ihrem Hause zu, wo ich immer sicher war, eine anregende Unterhaltung zu finden. Die Baronesse hatte mich nur einige Male eines flüchtigen Grußes gewürdigt.

Es war um die Mitte des Dezembers, als ich von einem auswärtigen Freunde gebeten wurde, ihm von einem Bilde in Perugia eine Zeichnung zu verschaffen, deren er für seine Studien bedurfte. Ich entschloß mich, selbst diese Zeichnung für ihn anzufertigen, und an demselben Abend dorthin zu fahren, sodaß ich am folgenden Tage zurückkehren konnte. Seit einigen Tagen hatte eine starke Tramontana geweht, und der Arno war hie und da mit Eis belegt; doch war es am Tage warm gewesen, und ich glaubte genug zu thun, indem ich einen leichten Pelz überzog, als ich am Abend meine Wohnung verließ, um zum Bahnhof zu gehn. Als ich auf dem Lung' Arno in die Nähe von Madame Aurelias Wohnung gekommen war, schlug die Turmuhr von S. Spirito die achte Stunde. Da ich erst nach neun Uhr abreisen sollte, so glaubte ich, meine Zeit nirgend besser als bei ihr hinbringen zu können, und ich trat in ihr Haus. Der Diener berichtete, Madame Aurelia sei in die Oper gefahren, die Baronesse aber sei im Salon. Ich fand sie, auf einen Divan ausgestreckt, allein in dem weiten Raum. Sie sagte mir, sie habe Kopfschmerzen und habe deshalb die Schwester nicht begleiten mögen; sie sei froh, daß ich gekommen wäre, denn sie hätte sich gefürchtet allein zu sein. Übrigens, fügte sie hinzu, hatte ich eine bestimmte Ahnung, daß Sie kommen würden, und dabei warf sie mir einen der tiefen, heißen Blicke zu, die mir schon früher auf-

gefallen waren. Dies erweckte mir eine Empfindung von Unbehagen, und ich bemühte mich, eine ruhige Unterhaltung anzuknüpfen, indem ich erzählte, daß ich im Begriff sei, nach Perugia zu fahren, und das, was dort merkwürdig und sehenswert ist, schilderte. Sie hörte mich zerstreut an, dann sprang sie plötzlich auf, und nachdem sie einigemal hastig durch den Saal geschritten war, blieb sie vor mir stehen, sah mich mit einem flammenden Blicke an und sagte: Auch ich möchte Perugia kennen lernen, ich werde mit Ihnen gehn.

Zuerst glaubte ich, daß sie nicht im Ernst rede, und versuchte über ihren Einfall zu scherzen. Sie antwortete nur, ich solle sie erwarten, und entfernte sich aus dem Zimmer, mich in äußerster Bewunderung zurücklassend. Bald kam sie, zum Ausgehn angekleidet, zurück und sagte leise und mit unbeschreiblicher Anmut: Gehn wir!

Einen kurzen Augenblick durchzuckte mich ein Gefühl wie der Freude oder des Triumphs, doch wich es sogleich einer besonnenern Empfindung, und ich sagte in erstem Ton: Sie werden doch nicht wirklich diese Thorheit begehn wollen und von mir verlangen, daß ich Sie unterstütze?

Sie erwiderte: Ich bin entschlossen, nach Perugia zu fahren, und setze bei Ihnen so viel ritterlichen Sinn voraus, daß Sie mich unter Ihren Schutz nehmen werden.

Und was wird Ihre Schwester sagen? fragte ich.

Sorgen Sie sich nicht darum, alles ist wohl bedacht und geordnet. Geben Sie mir Ihren Arm.

Ich war in der peinlichen Lage, nicht zu wissen, wie ich handeln sollte, und zögerte einen Augenblick. Dann that ich, wie sie geheißen hatte, und schritt mit ihr die Treppe hinab. Als wir ins Freie traten, überraschte mich das Gefühl einer ungewöhnlichen Kälte: die Sterne funkelten heller, und jeder Ton traf das Ohr stärker als sonst. Zudem wir schweigend nebeneinander gingen, bemerkte ich jetzt erst, daß die Baronesse leicht bekleidet und ganz ungenügend gegen die Kälte geschützt war. Ich machte sie darauf aufmerksam und versuchte darauf hin nochmals, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Sie antwortete, daß die kalte Luft ihr wohl thue, und daß es im Eisenbahnwagen heiß genug sein werde. Meinem weitem Reden begegnete sie mit völligem Stillschweigen, nur beschleunigte sie ihre Schritte. So gingen wir durch die Via dei Fossi und über die Piazza S. Maria Novella ohne ein Wort zu wechseln. Ich gelangte bei mir zu dem Entschluß, auf keinen Fall abzureisen, und sagte es ihr, als wir am Bahnhofe angelangt waren. Wenn Sie so feige wären, mich nicht zu begleiten, würde ich allein reisen, entgegnete sie. Sie zwingen mich also, sagte ich; aber wenigstens erinnern Sie sich immer, daß Sie es gewollt haben.

Als wir in einer Wagenabteilung saßen, in die außer uns nur ein älterer Herr gestiegen war, und der Zug sich in Bewegung setzte, kamen plötzlich die sprudelnde Lebenslust und der neckische Humor ihrer Natur in seinem vollen Übermut zum Vorschein; sie erging sich in heitern Reden und scherzhaften Betrachtungen und brachte es bald dahin, daß aller Anmut bei mir zurückgedrängt wurde, und daß ich in ihr frohes Lachen einstimmete. Auch den alten Herrn beteiligte sie an der Unterhaltung und mußte ihn so zu begeistern, daß er ihr nach Art der Toskaner die überschwenglichsten Komplimente widmete, was sie sehr belustigte. Auf der zweiten Station verließ unser Reisegefährte den Wagen, und wir blieben allein.

Ich bemerkte, daß meine Begleiterin allmählich kleinlauter wurde, und daß Pausen in der Unterhaltung eintraten, auch daß sie ihr Mäntelchen fester um sich zog, und daß zuweilen ein leiser Schauer sie überflog. Ich selbst fühlte, daß meine Füße erstarrt waren, und daß sich ein unangenehmes Gefühl von Kälte

meiner bemächtigte. Ich bot ihr meinen Pelz an, den sie aber mit Entschiedenheit zurückwies. Es überkam mich das Bewußtsein, daß wir uns in einer sehr übeln Lage befanden. Eine Zeit lang saßen wir schweigend da; sie hatte die Füße unter sich auf den Sitz gezogen und zitterte merklich. Nach einer Weile zog ich den Pelz aus, und sie ließ es jetzt geschehen, daß ich ihn ihr anzog. Sie lag ruhig, indem sie das Gesicht gegen den Fenstervorhang drückte, sodaß ich es nicht sehen konnte, und antwortete nicht auf meine Fragen; nur zuweilen sah ich ein leises Beben durch ihren Körper gehn. Die Kälte wurde immer fühlbarer, und es war mir unmöglich, still zu sitzen; ich suchte mich durch starke Bewegung, soweit der enge Raum es gestattete, zu erwärmen, bis ich ermüdet und in dumpfer Verzweiflung auf den Sitz sank, von dem nach einiger Zeit das Gefühl bitterer Kälte mich wieder aufschreckte. So vergingen qualvolle Stunden. Sie lag regungslos da, nur zuweilen leise wimmernd, und einigemal mußte ich nahe hinzutreten, um mich zu überzeugen, daß sie atmete. Endlich fuhren wir am Trafiemenischen See hin; die niedergehende Mondichel beleuchtete matt die weite Wasseroberfläche; es war ein schaurig kaltes Bild. Bald darauf erschien in der Ferne eine von vielen Lichtern strahlende Bergkuppe; es war Perugia, dem wir uns in zahlreichen Windungen der Straße näherten, und das bald rechts, bald links von uns sichtbar wurde. Mir erschien die letzte halbe Stunde wie eine Ewigkeit, denn ich fühlte, daß meine Widerstandskraft erschöpft sei. Nach ein Uhr nachts hielt endlich der Zug an der Station von Perugia, die am Fuße des Berges liegt, auf dem die Stadt erbaut ist. Meine Begleiterin rührte sich nicht, bis ich sie bat, aufzustehn; dann schwankte sie so, daß ich sie unterstützen mußte. Es war kein andres Gefährt als ein elender Omnibus am Bahnhof; zu diesem führte ich sie, und wir stiegen ein, worauf er sich in Bewegung setzte und unter vielem Geschrei der Lenker in rasender Eile bergan gezogen wurde. Eine eifige Tramontana piff durch die zerbrochenen Fensterscheiben, doch belebte uns die Hoffnung auf ein baldiges Ende der Fahrt. Ich hatte dem Führer das Hotel bezeichnet, wohin wir gebracht zu werden wünschten, da es mir von einem frühern Aufenthalte bekannt war. Es lag auf dem höchsten Punkte Perugias, und wir mußten durch die ganze Stadt fahren, um dahin zu gelangen. Als der Wagen vor dem bezeichneten Hause anhielt, stiegen wir aus, während jener davon fuhr. Wir standen jetzt vor der verschlossenen Thür auf der Straße; die wenigen noch brennenden Gasflammen flackerten unheimlich im Winde, der uns erstarren machte. Ich klopfte mit Ingrimme an das Thor, lange vergeblich. Die Baronesse stand gegen die Mauer gelehnt, lautlos. Endlich hörte man eine Bewegung im Hause; das Thor wurde geöffnet, und es erschien ein schmutziger Kerl, der nach meinem Begehre fragte. Ich sagte ihm unwirsch, daß wir im Hotel zu übernachten wünschten, erfuhr aber, daß dieses im Zustande der Auflösung sei und keine Gäste beherbergen könne; der Wirt sei in Konkurs geraten, und Haus und Gerät sollten verkauft werden; er selbst sei zum Wächter des Hauses gesetzt.

Es schien mir unmöglich, mich nochmals mit meiner Gefährtin auf die Wandrung zu begeben, um ein Nachtlager zu suchen; ich ließ sie also ins Haus treten und sagte dem Manne, daß wir halbtot seien vor Kälte und Erschöpfung, und daß er uns durchaus für die Nacht ein Zimmer überlassen müsse, auch würden wohl noch Betten vorhanden und ein Feuer anzumachen sein. Da ich ihm eine gute Belohnung versprach, so ging er, kehrte nach einiger Zeit mit einer brennenden Lampe zurück und stieg dann uns voran die Treppe hinauf. Als ich der Baronesse den Arm gab, um sie zu unterstützen, machte sie einige Schritte und fiel dann ohnmächtig zusammen. Ich nahm sie sogleich auf meine Arme und trug sie vollends hinauf, dem Wächter folgend. Dieser hatte eine Flügelthür geöffnet und schritt

durch einen weiten und hohen Saal, der große Spiegel und Gemälde, aber wenig Möbel enthielt, und öffnete dann eine zweite Thür, die in ein sehr geräumiges Gemach führte, worin eine riesengroße Bettstatt ohne Bettzeug und Vorhänge stand. Der Wächter setzte die Lampe auf einen Tisch, und ich legte meine Bürde auf das Bett nieder, indem ich eine alte Decke, die über einen Tisch gebreitet lag, zusammenrollte und ihr unter den Kopf schob. Sodann zog ich ein Billet von zehn Lire hervor, gab es dem Manne und sagte ihm, daß er morgen ebenso viel erhalten würde, wenn er mit möglichster Geschwindigkeit für warme Decken, ein gutes Feuer im Kamin und für irgend ein heißes Getränk sorgen würde, und er ging, indem er seinen guten Willen beteuerte. Ich begann nun zuerst damit, der Ohnmächtigen so stark ich konnte die Hände und Füße zu reiben, und nach kurzer Zeit seufzte sie und schlug die Augen auf. Dann suchte ich sie bequemer zu lagern und hüllte sie, so gut es ging, in den Pelz und ihre Füße in die Tischdecke. Sie ließ alles geschwehn, ohne ein Wort zu sagen; ich hörte nur, wie ihre Zähne leise aufeinander schlugen, und sah, daß sie unaufhörlich zitterte. Inzwischen kam der Mann zurück, unter beiden Armen Holzstücke und Reisigbündel tragend und eine alte, sehr schmutzige Decke hinter sich herzerrend. Er behauptete, es sei die einzige, deren er habhaft werden könne; vermutlich hatte er selbst darin gelegen, ehe wir ihn aus dem Schlafe störten. Auch sagte er, daß er uns kein andres Getränk als Wein verschaffen könne. Ich hieß ihn das Holz an den Kamin legen und Wein und frisches Wasser bringen, während ich mich selbst daran machte, einige Reisigbündel in Brand zu setzen und Holz darauf zu legen. Das Holz war aber feucht und wollte nicht brennen, das Reisig brannte nieder, und das Holz schwelte langsam fort und erfüllte das Zimmer mit scharfem Rauch. Indem ich mich hiermit abmühte, setzte der Mann einen Fiasko voll Wein, Wasser und Gläser auf den Tisch, und nachdem ich ihm anbefohlen hatte, sich frühzeitig am Morgen zu melden, wurde er entlassen. Ich versuchte den Wein, der aber so kalt und sauer war, daß man unmöglich davon trinken konnte.

In unserm Gemache sah es sehr öde und unwirtlich aus. Offenbar eins der Prunkgemächer eines alten Palastes, war es in großen Verhältnissen angelegt, sehr hoch und mit großen Thür- und Fensteröffnungen; die Decke zeigte reiche Stukkaturen, Malerei und Vergoldung, die Füllungen der Thüren und Fensterläden waren zierlich bemalt, der große Kamin aus grauem Marmor nahm eine Seite des Zimmers ein. Mit dieser Pracht standen die armseligen Möbel, die verblichnen und zer-rissenen Fenstervorhänge und die leere Bettstatt in schreiendem Kontrast; der steinerne Fußboden ohne Teppich, die großen Fensterhöhlen, das Fehlen von Bettvorhängen und der durch eine flackernde Öllampe notdürftig erhellte weite Raum vermehrten das Gefühl von Kälte und Unwohnlichkeit. Während zuerst die geübte Thätigkeit mich hatte die Kälte weniger empfinden lassen, fing sie jetzt aufs neue an, mich zu quälen. Ich löschte die qualmende Lampe und goß ihr Öl in den Kamin, und es gelang meinen unausgesetzten Bemühungen endlich, ein erträgliches Feuer anzufachen. Dann kauerte ich vor diesem nieder, und hie und da in halben Schlaf versinkend und dabei sorgend, daß das Feuer nicht verlösche, verbrachte ich die Nacht bis zum Morgen. Die Baronesse schien schließlich, nach ihren Atemzügen zu urteilen, in einen ruhigen Schlaf verfallen zu sein. Endlich hörte ich unsern Wächter im Vorzimmer und entsandte ihn in das nächste Kaffeehaus, warmes Getränk und Nahrung für uns herbeizuholen. Er kam auch bald zurück und brachte Kaffee und heiße Milch, wovon ich in eine Schale goß und diese der Baronesse reichte, die begierig davon trank. Es schien ihr wohlgethan zu haben, denn sie befehlte die Augen geöffnet und schaute mich unverwandt an, während ich den ganzen Rest der warmen Flüssigkeiten zu mir nahm und mich dadurch in den Stand setzte,

mein Tagewert in Angriff zu nehmen. Die Baronesse versicherte mir, daß sie sich selbst völlig genug sei, und ich verließ sie mit dem Versprechen, sie vor Mittag abzuholen, um mit ihr in einer Trattoria zu frühstücken.

(Schluß folgt)



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Mein wunderlicher Freund. Wir gehn jetzt immer in der Mittagstunde vor dem Essen ein Weilchen im Rosenthal spazieren. Gewartet wird nicht; wer nicht zur rechten Zeit am Thor ist, kann sehen, wie er den andern einholt. Da er mit seinen langen Beinen schwer einzuholen ist, bin ich immer sehr pünktlich zur Stelle. Wenn ich mich aber am Thor umdrehe, sehe ich ihn auch schon in seinem langen grauen Überrock, in der grauen Pelzmütze und mit dem grauen beeiften Bart heran „schreiten.“ Wustmann kann das Wort nicht leiden, aber bei ihm kann man nicht „gehn“ sagen, er schreitet wie ein König.

Also hurtig neben ihm her. Feines Winterwetter, sagt er. Doch wirklich einmal ein richtiger Winter!

Es ist auch herrlich. Die große Wiese wie ein weites Schneefeld. Dicker Schnee auf dem Waldboden, aus dem die Stämme dunkel und beschneit emporsteigen; festgetretener Schnee auf den Wegen, der unter unsern Füßen knirscht. Über uns das Geäst weiß bereift, ein feiner Duft über allem, und doch heller Sonnenschein, sodaß alles flimmert und blitzt und sich glänzend von dem zarten Blau des Himmels abhebt. Ich begreife nicht, daß sich nur so wenig Leute den Genuß solcher Wandrungen machen.

Eben habe ich zwei Jungen zugehört, sagte er nach einer Weile. „Ich habe, sagte der eine zum andern, beobachtet, daß die Arbeiter höchstens zehn Stunden arbeiten, und ich, ein unausgewachsenes Kind, habe gestern wieder zwölf Stunden arbeiten müssen. Jeden Tag stehe ich halb sechs auf.“ Halb sechs, mein Herr, haben Sie es gehört? Sie glauben es wohl nicht? Es waren zwei Gymnasiasten, Buze aus den Mittelklassen. So etwas ergrimmt mich.

Ich mußte zugeben, daß es ein gräßlicher Gedanke sei, jetzt im Winter halb sechs aufzustehn. Aber, sagte ich, zwölf Stunden arbeiten, dazu ist wohl nur ein unbegabter Junge genötigt, und die Thorheit ist auf der Seite der Eltern, die es durchsetzen wollen, daß so ein Junge, der was andres werden könnte, durch die Gelehrtschule gepreßt wird.

Er funkelte mich mit seinen blitzblauen Augen an. Sie sprechen mit der Weisheit eines Gymnasialhilfslehrers. Wer sagt Ihnen denn, daß dieser Junge, daß ein Junge, dem, wenn er noch ein „unausgewachsenes Kind“ ist — ich kann nicht sagen, wie mich dieses Wort von dem Kinde getroffen hat —, das Lernen — Auswendiglernen! — schwer wird, unbegabt ist? Ich war lange ein „unbegabter“ Junge. Und Sie? Eine Zierde der Bürgerschaft — ich dünkte, Sie hätten auch schon davon gemunkelt, daß Ihr Schulpfad seine holprigen Stellen gehabt habe. Nein, leichtes Lernen ist nicht immer ein Beweis für dauerhafte Fähigkeiten. Und nicht jede Brille sieht, wo Begabung sitzt.

Ich gestehe, daß ich nicht sehr gern von meiner Schulzeit rede, und so schwieg ich. Aber mein gräßlicher Traum fiel mir ein, von dem ich in der Nacht stöhnend aufgewacht war. Ich sollte ein griechisches Extemporale schreiben; ich saß auf der